







Begegnungen möglich machen

Damit Geflüchtete eine faire Chance auf gesellschaftliche Teilhabe haben, müssen sie endlich aus den Heimen raus. Damit das klappt müssen wir vor allem eines tun: einen Schritt auf sie zugehen. Von Dennis Mehmet.

Ich arbeite seit zwei Jahren als Deutschlehrer in einem staatlich geförderten Projekt, das Ausbildungsplätze an Geflüchtete vermittelt. Ich habe dort mittlerweile rund hundert Menschen kommen und gehen sehen. Es sind vor allem junge Männer Anfang 20, ein paar ältere und selten mal eine Frau. An dieser Stelle möchte ich von ihnen berichten. Ich möchte das vor allem deshalb, weil ich denke, dass diese Menschen dringend Unterstützung brauchen — von uns.

In unser Projekt kommen vor allem diejenigen Geflüchteten, die keinen Platz in einem Integrationskurs bekommen oder sehr lange darauf warten müssen, weil sie — aufgrund ihrer Herkunft — keine ‚gute Bleibeperspektive‘ in Deutschland haben. Vor allem sind es Afghanen. Daneben habe ich auch Schüler aus Bangladesch, Pakistan, Mali oder Guinea.

Auch Eritreer kamen früher, aber die bekommen heute meist schneller einen Integrationskurs. Zur Anfangszeit kamen auch Menschen aus Serbien oder Albanien, aber die hat man jetzt meist abgeschoben.

Wir versuchen, Menschen die von Abschiebung bedroht sind, so schnell wie möglich in einer Berufsausbildung unterzubringen. Dort sind sie, zumindest in unserem Bundesland, in der Regel erstmal drei Jahre relativ sicher.

Die größte Hürde ist die Berufsschule

Der deutsche Arbeitsmarkt braucht Nachschub und wir haben keine Probleme, die Menschen unterzubringen. Die Probleme kommen von staatlicher Seite, etwa von der örtlichen Ausländerbehörde, wo den Menschen, die freudestrahlend mit ihrem Ausbildungsvertrag in der Hand kommen, regelmäßig irgendwelche roten Kreuze in die Ausweispapiere gestanzt werden, was bedeutet, dass sie mindestens bis zum

nächstmöglichen Ausbildungsstart, also ein halbes Jahr, weiter zum Nichtstun in ihren Heimen verdammt und vollständig auf staatliche Unterstützung angewiesen bleiben. Abseits der Bürokratie bleibt die größte Schwierigkeit die Berufsschule. Für viele ist sie eine fast

Abseits der Bürokratie bleibt die größte Schwierigkeit die Berufsschule. Für viele ist sie eine fast unüberwindbare Hürde.

unüberwindbare Hürde.

Die meisten meiner Schüler kommen aus ländlichen, extrem abgelegenen Regionen Afghanistans. Viele hatten dort eine Kindheit und Jugend mit täglich einer Stunde Strom aus dem Generator und höchstens drei, vier Jahren Dorfschule, in vielen Fällen auch gar keiner. Einige haben in Deutschland nicht nur das lateinische Alphabet, sondern überhaupt erst Lesen und Schreiben gelernt. Übung und Sicherheit darin haben die wenigsten. Sie lesen auch im B1-Kurs noch Wort für Wort, ihrem Zeigefinger folgend.

Im Deutschunterricht wurde mir erstmals bewusst, was ich für Augen habe. Augen, die seit über 20 Jahren auf das Lesen (und für kaum einen anderen Zweck) diszipliniert — man möchte sagen: abgerichtet — wurden. Ihre Augen wurden das nicht. Das Layout des Deutschbuchs zu überblicken, in Spalten, Grafiken und Tabellen die Orientierung zu behalten, erfordert auch nach Monaten der Übung noch besondere Aufmerksamkeit und Anstrengung.

Ein Leben unter Totalüberforderung

Um ihren Aufenthaltsstatus zu sichern, müssen viele Schüler viel zu schnell eine Ausbildung beginnen. Plötzlich finden sie sich in einer Berufsschule wieder, in der sie, in einer fremden Sprache, die sie gerade erst begonnen haben zu lernen, Mathe und Wirtschaftskunde auf Mittelschulniveau pauken müssen. Die ersten Monate sitzen sie meist im Unterricht, ohne ihm folgen zu können. Dann kommen sie irgendwann zu mir und fragen, was ‚Wirtschaft‘ bedeutet. Gesonderte Lehrangebote, die sie auf ihrem Lernstand abholen und ihnen helfen langsam im deutschen Ausbildungssystem anzukommen, gibt es nicht.

Im Unterricht kommen wir kontinuierlich, aber sehr langsam voran. Die meisten Schüler fangen gerade erst an zu lernen, wie man hier ‚lernt‘. Alleine über einem Buch gelesen und sich systematisch mit Lernstoff auseinandergesetzt haben viele von ihnen noch nie in ihrem Leben — sie haben auch niemals, so wie wir, von studierten Pädagog*innen jahrelang lernen können, wie man das macht. Jetzt, wo sie tausende Kilometer weg von Zuhause, seit zwei Jahren ohne ihre Familie, mit zwei, vier, acht Fremden zusammen in einem Alu-Container im letzten Nirgendwo Deutschlands hocken, müssen sie damit anfangen.

Der deutsche Staat tut indes viel dafür, den psychischen Druck auf sie zu erhöhen. Seit über zwei Jahren leben die meisten meiner Schüler in vollkommener Unsicherheit und der ständigen Angst, abgeschoben zu werden. Alle berichten das gleiche: Sie wollen lernen, unbedingt. Aber sie können nicht. Der Kopf ist voll. Lärm im Heim, ständiger Mangel an Privatsphäre und Ruhe, wöchentliche Behördentermine mit stundenlangem Warten, Sorge um die Familie zuhause, das Fehlen von gewohnten Strukturen, die ständige Angst vor der Abschiebung. Das Leben als Geflüchteter in Deutschland ist eine permanente — und staatlich forcierte — Totalüberforderung.

Es gibt sie, die Vorzeige-Geflüchteten

Ich kenne einige Geflüchtete, die es (in einem langwierigen und gewaltigen Kraftakt) geschafft haben, sich hier einzurichten. Die meisten davon sind, was mir kein Zufall zu sein scheint, junge Männer aus Syrien, einem autoritären Disziplinarstaat, in dem man früh lernen musste, sich mit der Bürokratie zu arrangieren und gleichzeitig an ihr vorbei zu arbeiten. Vor allem aber kommen diese jungen Männer fast ausnahmslos aus gehobenen, urbanen Mittelschichten. Sie verfügen nicht nur über eine mit hiesigen Standards vergleichbare Bildung, sondern auch, was viel wichtiger ist, über Sozialtechniken, mit denen sie hier erste Netzwerke aufbauen können. Wer es hier ‚schafft‘ und wer nicht, erscheint mir daher weniger eine ‚Kultur-‘, als eine relativ klassische ‚Klassenfrage‘ zu sein. Diejenigen, die es ‚schaffen‘, haben die klassenspezifischen Fähigkeiten und das Selbstbewusstsein, *sich zu holen, was sie brauchen* und was ihnen zusteht (Wohnraum, Unterstützung bei Uni- und Ausbildungsbewerbungen, etc.) und dies — mangels staatlicher Angebote — vor allem über private Kontakte.

Der soziale Hintergrund dieser *Vorzeige-Geflüchteten* (die nichtsdestotrotz unter gewaltigem psychischen Druck stehen und, das kenne ich aus meiner WG, wo ich auch mit Geflüchteten lebe, oft unter schweren Traumastörungen leiden, die von chronischen Schlafproblemen und Alpträumen bis hin zu schweren Depressionen, Halluzinationen und Selbstmordgedanken reichen), die ich allesamt als ‚Ehrenamtlicher‘ oder als ‚Privatperson‘ kennengelernt habe und sich also mitunter bereits in sozialen Kontexten bewegten, in denen ich in den Bahnen meines ‚privaten‘ Alltags überhaupt auf sie treffen konnte, unterscheidet sich ganz erheblich von dem derjenigen, mit denen ich ‚beruflich‘ zu tun habe.

‚Integration‘ — wenn man das Wort mal in den Mund nehmen möchte

Wenn ich mich unter meinen Schülern umsehe, von denen viele Freunde geworden sind, sehe ich junge Menschen, die nicht nur in einer sehr schweren Lebenssituation stecken und sich als Geflüchtete in einer miserablen gesellschaftlichen Stellung wiederfinden, sondern die es auch besonders schwer haben, sich aus dieser Situation zu befreien. Es sind Menschen, die im Gegensatz zu *uns* nicht von klein auf und unter hohem staatlichen Investitionsaufwand darauf vorbereitet wurden, hier, in *dieser* Gesellschaft, — und darunter verstehe ich weder ein ‚christlich-

jüdisches Abendland' noch einen ‚aufgeklärten Westen‘, sondern sehr nüchtern eine durchindividualisierte Post-Industriegesellschaft, und ihren (wie in jeder anderen sozialen Organisationsform auch) sehr spezifischen und sehr hohen Anforderungen an den Einzelnen, ihr ‚biographisches Projekt‘, wie man heute sagt, zu verfolgen, das heißt: sich hier durchzuschlagen.

Es sind aber Menschen, die das Recht haben, hier zu sein, an dieser Gesellschaft teilzuhaben und sie mitzugestalten. Und die diese Gesellschaft — nicht nur in der Funktion als ‚zukünftige Fachkräfte‘ — enorm bereichern.

‚Integration‘, wenn man das Wort mal in den Mund nehmen möchte, worunter in aller erster Linie verstanden werden muss, dass diese Menschen zu ihrem Recht kommen, das heißt als Gleichberechtigte am gesellschaftlichen teilhaben und ihr Leben hier, ihren eigenen Vorstellungen und Wünschen gemäß, gestalten können, wird für diese Menschen, die noch immer zu Zehntausenden in Heimen festsitzen, ein auf lange Zeit unerreichbares Ziel bleiben, wenn *wir*, die Etablierten, nicht auf *sie* zugehen.

Die Frage nach Wohnraum

Der erste notwendige Schritt, damit diese Menschen eine faire Chance bekommen, sich hier selbst zu verwirklichen, ist akzeptabler Wohnraum. Es muss diesen Menschen ermöglicht werden, endlich aus ihren Heimen herauszukommen — dazu darf man sie nicht länger derart allein ihrem Schicksal überlassen. Wir alle müssen uns für sie ins Zeug legen.

Ich will an dieser Stelle nicht auf die Bürokratie und Rechtslage, die Wohnungspolitik und den angespannten Mietmarkt etc. eingehen. Es ist klar, dass hier weitreichende Veränderungen stattfinden müssen. Die Mietkostenübernahme für Geflüchtete funktioniert jedoch in der Regel, sei es nach der Anerkennung durch das Jobcenter oder durch andere Behörden während des laufenden Asylverfahrens. Woran es aber immer wieder mangelt ist persönliche Bereitschaft von Vermieter*innen und WG-Bewohner*innen Geflüchteten eine Chance zu geben und zwar, so habe ich es in den zwei Jahren, in denen ich gemeinsam mit meiner Freundin versuche, Wohnraum für meine Schüler zu finden, immer wieder erlebt, selten aus

Rassismus und Ablehnung, sondern aus Desinteresse und Faulheit.

Worüber man vor allem reden muss ist die harte Arbeit, die es für alle Seiten bedeutet, wenn diese Menschen endlich aus den Heimen kommen sollen Arbeit, die jetzt geleistet werden muss.

Für die meisten meiner Schüler ist es zunächst einmal nur schwer vorstellbar, in einer WG zu leben und so ziemlich das genaue Gegenteil davon, was sie als

gelungenes Leben definieren würden. Was ich in vielen Gesprächen herausgehört zu haben glaube, lässt sich vielleicht so zusammenfassen: Menschen die in sogenannten ‚WGs‘ leben, sind vereinsamte und im Prinzip gescheiterte Existenzen, die, unfähig einen vernünftigen Lebensunterhalt zu bestreiten und eine Familie zu

gründen, gezwungen sind, sich eine verdreckte Bude mit einem Haufen Fremden zu teilen.

Das Befremden, das großstädtisches WG-Leben bei vielen auslöst, mischt sich mit Angst und Verunsicherung. Übung in der sozialen Interaktion mit Deutschen haben die wenigsten.

Ich versuche trotzdem regelmäßig sie zu überzeugen, es mit einer WG zu versuchen. Nicht nur, weil ich weitaus größere Chancen sehe, ein WG-Zimmer zu finden als eine ganze Wohnung, sondern auch weil ich im Anschluss an einen deutschsprachigen Alltag eine goldene Möglichkeit sehe, ihre Lebenssituation hier nachhaltig zu verbessern. Vielleicht ist das ein wenig paternalistisch — ich sehe es, als einen freundschaftlichen Rat. Auch, weil ich in meiner eigenen WG sehe, dass es funktionieren kann.

WG-Castings enden im Fiasko

Dass wir tatsächlich die Chance bekommen, es auszuprobieren, ist selten. Auf WG-Gesucht Anfragen bekomme ich so gut wie nie eine Antwort. Weder wenn ich, in gutem, aber absichtlich leicht fehlerhaften Deutsch in erster Person als einer meiner Schüler schreibe, noch wenn ich mich als Deutschlehrer vorstelle und anbiete, den Kontakt herzustellen. Einladungen zu sogenannten ‚WG-Castings‘ bekommen wir fast ausschließlich über private Kontakte. Die meisten solcher Termine enden dann im Fiasko.

Wir alle müssen uns für sie ins Zeug legen

Die Schüler sind mit einem WG-Casting erstmal überfordert. Selbst die Klassenclowns kriegen keinen Ton mehr raus. At best leiern sie, mechanisch und mit gesenktem Blick, eine kurze Vorstellung herunter: Name, Alter, Herkunftsland, Fullstop. Danach gibt es ein paar abgehakte Ja/Nein Antworten und mitunter eine Panikattacke.

Nach den ersten Terminen war ich oft völlig vor den Kopf gestoßen. Es gab Schüler, die mir monatelang SMS schrieben, mir ihre Verzweiflung im Heim schilderten und mich wieder und wieder baten, ihnen zu helfen. Als sie dann die Chance auf ein Zimmer hatten, kamen sie plötzlich mit absurden Einwänden, die mir bis heute unverständlich bleiben.

Nie vergessen werde ich die Schilderung meiner Freundin, die mit einem Schüler bei einer Besichtigung war, als er plötzlich begann, der versammelten WG immer und immer wieder zu erklären, dass das Zimmer (rund 15 Quadratmeter) viel zu klein für einen richtigen Kleiderschrank sei und er da auf keinen Fall wohnen könne.

Begegnungen möglich machen

Dennis Mehmet studiert Medienwissenschaft an der Bauhaus-Universität in Weimar und arbeitet als Deutschlehrer in Berlin.

Auf der anderen Seite habe ich nicht weniger Überforderung gesehen. Ich habe in den WG-Castings selten Leute getroffen, die sich fähig oder bereit dazu gezeigt haben, mit den Momenten der Fremdheit umzugehen, die sich in solchen Situationen zweifelsohne einstellen. Ein Gespräch mit einem meiner Schüler bekamen die wenigstens zustande. Und am Ende stand fast immer die Absage.

Damit solche Situationen der gegenseitigen Überforderung für alle Beteiligten gut über die Bühne gehen, damit eine Begegnung stattfinden kann, braucht es, das habe ich gelernt, mehr als die Bereitschaft zur Offenheit. Es braucht die Bereitschaft, Zeit und Mühe in einen gemeinsamen Prozess zu investieren.

Es erfordert, sich sensibel zu machen. Sensibel dafür, wie weit mein Gegenüber bereits auf mich zugekommen ist und sensibel dafür, wie weit sie oder er noch gehen kann und wo der Bereich anfängt, an dem man sich selbst bewegen muss.

Wo die Unsicherheit zu groß wird, liegt es in unserer Verantwortung, dass die Begegnung gelingt.

Jemanden etwa dabei zu unterstützen, in einem Sportverein unterzukommen, fordert viel mehr ein, als

einmal zum Probetraining mitzukommen. Mit jemandem zusammen zu wohnen, auf jemanden zuzugehen und ihr oder ihm überhaupt erst zu ermöglichen mit einem zusammen zu wohnen, das heißt, ihr oder ihm die Sicherheit zu geben, sich auf dieses Wagnis einzulassen, noch viel mehr.

Diese Zeit und Mühe tatsächlich zu investieren ist schwer. Ich wurde diesbezüglich von Freunden und Bekannten enttäuscht — und ich habe mich in meiner Faulheit und meinem Egoismus auch immer wieder selbst enttäuscht.

Mit den Schülern sind meine Freundin und ich in den letzten Jahren, das muss ich sagen, immer wieder auf Menschen getroffen, die zwar Zeit haben auf Refugee-Welcome-Demos zu gehen und Workshops über rassismus-sensible Sprache zu besuchen, die „Kritik der schwarzen Vernunft“ zu lesen, postkoloniale Ausstellungen zu organisieren und Proseminare zu halten, aber nicht um sich einen Abend in der Woche mit jemandem zu treffen, der keinen Alkohol trinkt und das neue Album von Kendrick Lamar nicht kennt. Geschweige denn, die eigene Wohnung mit so jemandem zu teilen.

Ich habe absurde Dinge gehört. Neulich sagte eine Studentin, sie habe „keine Zeit Mutti für die Jungs zu spielen“, weil sie gerade ihre Masterarbeit schreiben müsse, und zwar —wirklich kein Witz — über ehrenamtliches Engagement für Geflüchtete.

Ich glaube, das ist ein riesiges Problem. Ich glaube aber nicht, dass es ein Arschloch-Problem ist. *Absurd*, so scheint mir, sind immer die strukturellen Probleme.

Ich glaube, wir stehen vor einem strukturellen Problem, das uns verunmöglicht, Zeit und Mühe in andere Menschen zu investieren.

Dieses Problem müssen wir loswerden.<